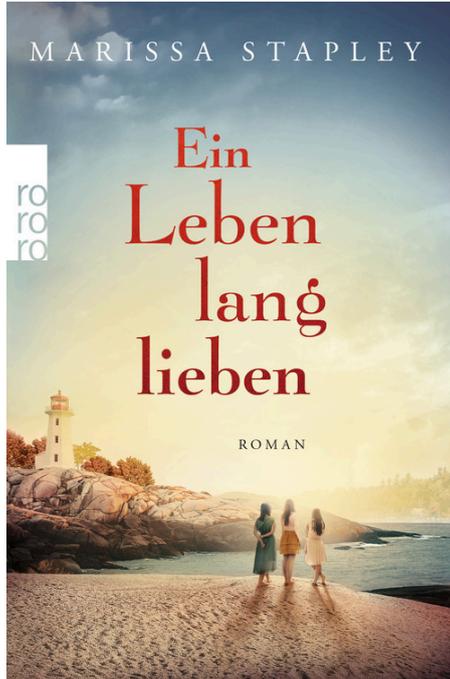


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27402-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Marissa Stapley hat als Zeitschriftenredakteurin gearbeitet und kreatives Schreiben unterrichtet, bevor sie selbst mit dem Schreiben begann. Marissa Stapley lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Toronto.

«Ein warmherziges Buch über Familie, Ideale und die Liebe - zwischen Geschwistern und Partnern, aber auch zu den eigenen Kindern.» (Brigitte)

«Dieser herzerreißende Roman lässt uns begreifen, dass wir alle die Macht haben, zu bestimmen, wer wir sind und wer wir sein möchten.» (Publishers Weekly)

«*Ein Leben lang lieben* lotet aufs Wunderbarste die ganze Komplexität von modernen Beziehungen aus.» (Booklist)

Marissa Stapley

Ein Leben lang lieben

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Naumann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel «Mating for Life» bei Washington Square Press/Simon & Schuster, New York.

Das Gedicht auf Seite 148 stammt aus: Emily Dickinson,
Dichtungen Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung,
in der Übersetzung von Werner Koppenfels.

Das Gedicht auf Seite 358 stammt von Walt Whitman,
Grasblätter, Reclam Verlag, Übersetzung: Johannes Schlaf.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, November 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«Mating for Life» Copyright © 2014 by Marissa Stapley

Redaktion Katharina Rottenbacher

Covergestaltung bürosüd, München

Coverabbildung shaunl/Getty Images; buerosued.de

Satz aus der Adobe Garamond

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-27402-2

1

DIE SCHNAPPSCHILDKRÖTE (CHELYDRA SERPENTINA)

Anders als andere Schildkröten kann sich die gemeine Schnappschildkröte nicht vollständig in ihren Panzer zurückziehen. Diese Schildkröten schnappen zu, um sich zu verteidigen, sind ansonsten aber nicht aggressiv. Dennoch werden sie oft gejagt und gelten in Nordamerika als gefährdet. Bei der Paarung vollführen Schnappschildkröten ein tanzartiges Ritual im Wasser, bei dem sie sich ansehen, aber nicht berühren. Schnappschildkröten haben keine bestimmte Paarungszeit: Sie balzen und paaren sich nur, wenn die Umstände genau stimmen.

Als Liane beim Schwimmen die Schnappschildkröte sah, schrie sie auf. Die Schildkröte biss sie zwar nicht, war aber eindeutig kurz davor. Dann tauchte er mit dem Kopf zuerst ins Wasser und war verschwunden. (Natürlich wusste sie nicht, dass die Schildkröte ein Er war, aber sie nahm es an; es lag etwas Ruhiges und Männliches in seinem Blick.)

Sie konnte spüren, dass die Schildkröte noch da war, irgendwo unter ihr. Sie drehte sich auf den Rücken und hörte die Stimme ihrer Mutter in ihrem Kopf. «Wenn du im Wasser Angst hast, gerate *nicht in Panik*. Sonst ertrinkst du», hatte Helen vom Rand des Stegs aus gesagt, während Liane unter ihr im See schwamm. Lianes älteste Schwester Fiona war bereits zur Mitte des Sees gekraut, wo Helen eine Taucherflagge ins Wasser gesetzt hatte. Ilsa hatte ebenfalls auf dem Steg gelegen, sich dann aber ins Wasser rollen lassen und schwamm dann wie ein Delfin auf Liane zu, tauchte und packte ihre Fußgelenke von unten. Liane hatte geschrien und mit den Armen gerudert. «Ganz genau! Danke, Ilsa. Genau das tust du nicht. Dreh dich stattdessen auf den Rücken.» Liane erinnerte sich noch genau an den roten Ba-

deanzug ihrer Mutter, an ihre gebräunte Haut, das blonde Haar und die Art, wie sie mit ihnen sprach, als wären sie schon erwachsen.

Die Schwimmstunden waren das Einzige, worauf Helen bestand in den langen Sommern, die sich so endlos hinzogen wie das Kaugummi, das sie im Yachthafen für 1,25 Dollar kauften. Die Mädchen mussten nicht einmal ihre Koffer auspacken, wenn sie nicht wollten. Und niemand sagte ihnen, sie sollten ihre Betten machen.

Jetzt schaute Liane in die Wolken und versuchte, ihren Bauch mit Luft zu füllen. Aber ihr Atem ging zu flach, und sie musste die Beine bewegen. Die Panik zwang sie dazu, sich wieder auf den Bauch zu drehen und zum Steg zu schwimmen, schnell.

Sie wollte nach Hause, dabei war sie erst einen Tag da.

Ihr Plan: zu schwimmen, Salat zu essen (hauptsächlich Salat, weil sie Kochen hasste oder es einfach nicht konnte; das war wie mit der Henne und dem Ei, aber sie wollte der Sache gar nicht auf den Grund gehen) und an den letzten Seiten ihrer Doktorarbeit zu feilen. Ende der Woche, wenn Lianes Mutter und ihre Schwestern zum jährlichen Wochenende ins Ferienhaus kommen würden, wollte sie fertig sein. Und Adam würde dann endlich aufhören zu fragen, wann sie fertig wäre, und sie müsste sich nicht mehr schuldig fühlen, weil sie nicht angemessen auf das Angebot seines Vaters reagierte, einen Job als Lehrassistentin an der Uni anzunehmen, während sie auf die Verteidigung ihrer Doktorarbeit wartete.

Der andere Teil des Plans, von dem sie niemandem etwas gesagt hatte, bestand darin, die Vergangenheit auszulöschen und sich in einen normalen Menschen zu verwandeln, indem sie allein hierherkam und das hier wie ein normales Ferienhaus und einen normalen See behandelte und nicht als den Ort der größten Tragödien ihres Lebens. Dass sie der Mensch wurde, den Adam gern gehabt hätte. Der

Mensch, der sie zwar nicht glaubte sein zu können, aber doch wenigstens zu sein versuchen sollte.

Liane tauchte mit dem Kopf unter Wasser – mit geschlossenen Augen, um sich selbst auf die Probe zu stellen – und tauchte nach Atem ringend wieder auf. Sie hatte in den Eine-Woche-allein-im-Ferienhaus-Plan nur ihre großen Ängste einberechnet, nicht aber die vielen kleinen. (Schildkröten. Schlingpflanzen. Algen. Andere Dinge, die zu peinlich waren, um sie zu erwähnen. Wie Ameisen. Käfer. In Spinnweben zu geraten.) All das schien ihr allein noch beängstigender. (Im Moment: Sie spürte immer noch die Nähe der Schildkröte, die jetzt vielleicht auf der untersten Sprosse der Leiter hockte und darauf wartete, ihr in den Zeh beißen zu können.)

Sie tauchte wieder ins Wasser und öffnete diesmal die Augen. Dann kam sie wieder hoch, blinzelte und sah, wie sich etwas zu ihrer Linken bewegte. Das Umblättern einer Seite. Da saß ein Mann am Ende des Stegs vor dem benachbarten Ferienhaus – früher hatte es den Casterdens gehört, aber jetzt hatten sie es verkauft oder vermietet es oder Ähnliches. Liane konnte sich nicht mehr genau erinnern, wusste aber, dass Helen letztes Jahr davon gesprochen hatte, als der neue Steg gebaut wurde und danach zwei Kajaks das motorisierte Pontonfloß ersetzt hatten, das Mr. Casterden damals sein «Partyboot» genannt hatte.

Der unbekannte Mann, der auf dem Steg saß und las, schaute jetzt auf, und Liane sah weg und konzentrierte sich auf ihre Schwimmstrecke. Sie hätte winken sollen. Immerhin war sie im Ferienhausland. Im Ferienhausland musste man winken (selbst wenn man gerade schwamm) und mit den Lippen ein *Hallo* formen (egal, ob man sich kannte oder nicht). Aber sie schämte sich zu sehr. Vermutlich hatte er ihr Geschrei wegen der Schildkröte gehört. Er hatte vermutlich auch beobachtet, wie ungeschickt sie vom Steg gesprungen war, mit zugehaltener Nase und gespreizten

Beinen. Außerdem war es jetzt auch egal, weil der Mann – der kupferfarbenes Haar und einen ebensolchen Bartschatten hatte – sich ohnehin wieder in sein Buch vertiefte. Sie schwamm weiter und bemühte sich, nicht zu ihm hinzusehen, was aber bedeutete, dass sie zum Schuppen schauen musste, der direkt am Wasser stand, also schloss sie die Augen und tauchte wieder unter.

«Warum behältst du es eigentlich?», hatte sie Helen vor Jahren gefragt und damit das Kajak gemeint, das im Schuppen hochkant gegen die Wand gelehnt stand. «Was soll ich denn damit machen, es wegschmeißen?», hatte Helen zurückgefragt. «Ich könnte die Vorstellung nicht ertragen, dass es irgendwo auf einer Mülldeponie vor sich hin rottet. Und es kommt mir falsch vor, es zu verkaufen. Also behalten wir es. Vielleicht holst du es ja eines Tages heraus.» «Nie-mals», hatte Liane erwidert. Was für eine makabre Idee. Schrecklich.

Manchmal fragte sie sich, ob Helen absichtlich so unsensibel war. Sie versuchte, ihre Mutter zu lieben, wie sie war, sie liebte sie wirklich, wie sie war, aber manchmal wünschte sie sich doch, sie wäre mehr wie andere Mütter. Andere Mütter hätten zum Beispiel niemals gerade dieses Kajak im Schuppen gelassen oder sogar vorgeschlagen, dass Liane damit auf den See hinausfahren sollte.

Liane kletterte die Leiter zum Steg hinauf. Dabei zuckte sie immer wieder zusammen und bemühte sich, die algenbewachsenen, glitschigen Sprossen nur möglichst kurz mit den Zehen zu berühren. Dann setzte sie sich hin, umschlang die Knie mit den Armen und wünschte sich ein Badetuch. Sie blinzelte. Der Rücken des Buches, das der Mann las, war orangefarben. Ein Taschenbuch. Sein Kopf war gesenkt, die Schultern gebeugt, und er lehnte sich ein wenig nach vorn. *Als läse er nicht, sondern wollte in das Buch hineinkriechen.* Vielleicht war er aber auch nur kurzsichtig. Trotzdem musste Liane an ein Buch denken, das sie als Kind

gelesen hatte. Darin ging es um einen Jungen (oder war es ein Mädchen?), der einen Baum mit einer Tür im Stamm fand, und als er (oder sie?) sie öffnete, lag dahinter eine andere Welt, die es schon immer gab. Liane fragte Helen immer wieder danach. «Vielleicht hast du es dir nur eingebildet», hatte Helen einmal geantwortet. «Du warst schon immer sehr phantasievoll.» Aber Liane glaubte immer noch, dass dieses Buch irgendwo sein musste. Sie war sich sicher, dass ihr Vater es ihr geschenkt und sogar etwas hineingeschrieben hatte. Sie erinnerte sich nicht mehr an die Worte, sehnte sich aber danach, sie wieder zu lesen.

Sie streckte die Beine aus, rutschte Stück für Stück an den Rand des Stegs und ließ sich zurück ins Wasser gleiten. Der neue Steg, der, der jetzt zum Castersen-/Vielleicht-auch-jetzt-nicht-mehr-Haus gehörte, lag näher als der alte Steg der Castersens und war größer. Seine hellen Holzplanken erstreckten sich in den See, beschrieben einen Bogen und erstreckten sich noch weiter hinaus.

Ein paar Schwimmzüge, dann würde sie alles genau sehen können. Im genau richtigen Moment lehnte sich der Mann zurück, um sich zu strecken, und neigte dabei das Buch. Sie konnte die gelb-weiß-schwarze Schrift erkennen.

Junkie von William Burroughs. Enttäuschend. Und ein wenig erschreckend. Liane atmete tief ein und tauchte unter, wobei sie daran denken musste, dass Burroughs seiner Frau in den Kopf geschossen hatte. Zufällig. Wie konnte man jemandem *zufällig* in den Kopf schießen? Ein Dutzend beängstigende Szenarien fielen ihr ein. Sie befand sich allein auf einer Insel mit einem Mann, der am liebsten in ein Buch hineinkriechen wollte, in dem es um zügellosen Drogenkonsum ging, geschrieben von einem «zufälligen» Ehefrauenmörder.

Wobei sie nicht wirklich allein auf der Insel waren. Es kam ihr nur so vor, weil es Ende Juni und am See ziemlich ruhig war. Auf der Insel standen noch viele andere Ferien-

häuser, die meisten auf dem Felsen verborgen hinter Bäumen. Das kommende lange Wochenende würde den wahren Sommeranfang einläuten, dann würde man sich hier weniger isoliert fühlen. Helen würde über den Lärm der Motorboote den Kopf schütteln und wie eine verärgerte Henne gackern. Und sie würde wieder einmal davon sprechen, Unterschriften gegen den Lärm zu sammeln, aber dann würde sie es wieder bleibenlassen. Helen wusste genau, wann eine Sache aussichtslos war und wann nicht.

Liane hatte die Leiter des Hauptstegs erreicht. Sie setzte einen Fuß auf die erste schleimige Sprosse und zog sich hoch, nahm ihr Handtuch vom nächststehenden Liegestuhl und ging zurück zum Haus, ohne sich noch einmal nach dem Mann umzudrehen. Im Schatten stellte sie sich auf die Stufen, die aus Steinen bestanden, die offenbar vor Jahren von Helens Vater aus dem See gezogen worden waren. Der Großvater, den Liane nie kennengelernt hatte, hatte das Grundstück in den vierziger Jahren gekauft und es nach seinem Tod Helen hinterlassen - und nicht Helens Bruder. Helen sprach so gut wie nie darüber, erwähnte nur hin und wieder, dass dieser Bruder (den ebenfalls keins der Mädchen je kennengelernt hatte) deswegen vor Gericht gezogen war, weil er es nicht fair fand, dass sie ein so wertvolles Grundstück bekam, obwohl sie so gut von ihrer Musik lebte.

Das Wasser rann Lianes Rücken hinunter. Sie beugte sich vor, warf die Haare nach vorn und schlang das Handtuch wie einen Turban um ihren Kopf. Dann ging sie weiter. An der Fliegengittertür der Veranda, die ganz um das Haus herumgebaut war, tauchte sie die Füße in einen Eimer Seewasser, den sie extra dorthin gestellt hatte, um keinen Sand (und keine Käfer und Borreliose übertragenden Zecken) in das Haus zu tragen. Dann trocknete sie sie mit dem Handtuch ab, das sie danebengelegt hatte. Wenn Issa am Wochenende kam, würde sie sich nicht daran halten und gut gelaunt sagen, dass sie *ihre* Füße auf keinen Fall in

schmutziges Wasser tauchen würde, in das schon alle anderen ihre Füße getaucht hätten, und dass sie sich auf keinen Fall die Füße mit einem stockfleckigen Handtuch abwischen würde. («Du willst unbedingt Borreliose bekommen? Bring dieses Handtuch in ein Labor und lass es analysieren.») Der Sand im Haus würde Liane stören, aber nicht so sehr wie Fiona. Liane würde fegen, aber Fiona würde irgendwann den alten Staubsauger aus dem Schrank holen und damit das Erdgeschoss saugen. Helen würde natürlich nichts damit zu tun haben wollen. «Ich sauge Staub, wenn ich gehen will», würde sie sagen. «Ihr verschwendet wertvolle Zeit eures Lebens damit.» «Ich verschwende *tatsächlich* etwas», würde Fiona entgegnen. «Vermutlich die Gesundheit meines Rückens. Warum noch mal wolltest du keinen neuen Staubsauger kaufen?» «Weil dieser hier noch funktioniert!» Und dann würden sich Helen und Fiona darüber streiten, ob ein alter oder ein neuer Staubsauger besser wäre, ob Müllhalden oder Recyclinghöfe besser waren. Liane würde entweder Ilsa ansehen und dabei die Augen verdrehen oder schuldbewusst das Zimmer verlassen, weil sie mit ihrem albernem Wassereimer den Anlass für diesen Streit geliefert hatte.

Liane stieß die Fliegengittertür auf und ließ sie hinter sich zuknallen. Das Geräusch durchbrach die Stille des Morgens. Durch das Fliegengitter konnte sie auf den See schauen und sah, wie der Mann von seinem Buch aufblickte.

Liane hielt Nickerchen. Sie kochte Suppe. Sie löste das *Globe and Mail*-Kreuzworträtsel zum Aufwärmen und scheiterte dann wie immer an den Kreuzworträtseln in der *New York Times*. Sie starrte die Sudoku-Kästen an, konnte darin aber nichts erkennen. «Dein Hirn funktioniert eben nicht so», hatte Adam einmal gesagt. Es hatte eine liebevolle Bemerkung sein sollen – aber es klang ein wenig herablassend. Er war einer jener Menschen, deren Hirn auf *jede* Art

funktionierte. Das hatte sie ihm auch gesagt und, während sie es aussprach, schon gemerkt, dass es feindselig klang, ohne dass sie das beabsichtigt hatte. *Bestimmt fühlt man sich so als altes Ehepaar. Und wir sind erst drei Jahre zusammen.*

Sie lackierte sich die Nägel mit einem Lack, den sie in Ilsas Zimmer gefunden hatte. (Dunkelrot.) Sie fand Creme in einer Schublade in Helens Zimmer und rieb sich damit das Gesicht ein, worauf sie rote Pusteln von den ätherischen Ölen bekam. (Ihre Haut reagierte immer so, und trotzdem konnte sie es nicht lassen, Helens Cremes auszuprobieren.) Sie kühlte die Pusteln. Sie entfernte den Nagellack wieder. Dann ging sie zum Schrank, den früher ihr Vater benutzt hatte, und öffnete ihn. Aber darin hingen nur ein paar alte Jacken, von denen keine ihm gehört hatte. Sie starrte in den Schrank, bis sie wieder langsam und gleichmäßig atmete. Sie wünschte sich, die Jacken beiseiteschieben zu können und dann in einer ganz neuen Welt zu sein, wie Narnia. Sie schob die Jacken beiseite. Aber es geschah nichts. Sie fühlte sich kindisch und dumm. Aber auch voller Sehnsucht.

Was Liane nicht tat, war, an ihrer Doktorarbeit zu arbeiten. Wenn sie nicht im Haus war, war sie auf dem Steg. Sie und der Nachbar – der Büchermann, wie sie ihn inzwischen bei sich nannte – winkten sich nun immer zu. Er hatte *Junkie* beendet und *Schall und Wahn* begonnen. Sie brachte jetzt ihre Fachbücher und Referenzquellen hinunter zum Steg. Es war ein merkwürdig intimes Gefühl, so parallel zu ihm zu liegen und ebenfalls zu lesen.

Dann, am Dienstagnachmittag, regnete es, und sie musste im Haus bleiben, wo das blinkende Licht der Ladestation ihres Laptops von seiner Vernachlässigung kündete. Sie zwang sich, zwei Absätze zu schreiben. Dann las sie die Worte auf dem Bildschirm erneut durch. Sie ergaben überhaupt keinen Sinn mehr. Sie hielt den Atem an und hörte das Klirren von Tellern im Haus nebenan.

Lianes Doktorarbeit trug den Titel «Der böse Blick: Die verborgene Bedrohung durch Neid». Offenbar hatte sie das Potenzial, publiziert und sogar eine Sensation zu werden, obwohl Liane ihre Erkenntnisse für keineswegs überraschend hielt. Vielleicht lag es daran, dass sie schon so lange mit ihnen lebte. Jetzt fühlte sie sich so erschüttert wie eine Frau, deren Mann, mit dem sie schon über dreißig Jahre verheiratet ist, plötzlich auf einer Party im Mittelpunkt steht, weil er so faszinierend erzählen kann.

«Es liegt daran, wie du diese Erkenntnisse präsentierst», hatte ihr Tansy Miller bei dem Kaffeetrinken erklärt, das Adams Vater, der Dekan, für sie arrangiert hatte. Tansy, eine Akademikerin in braunen Hosen und schwarzen Oxford-Schuhen, war diejenige, die Liane als Lehrassistentin unterstützen sollte, wenn sie endlich ihre Doktorarbeit abschließen würde. «Es ist deine Direktheit. Und die Tatsache, dass es nicht langweilig ist, deine Arbeit zu lesen. Die Studenten werden es bestimmt auch so sehen. Du erwähnst Prominente. Sie *lieben* Prominente.» Tansy sprach wie eine Theaterdirektorin, sie betonte jedes Wort und gestikulierte dabei. Liane mochte sie und wollte gern für sie arbeiten. Aber auch das hatte sie nicht dazu gebracht, sich endlich an die letzten Seiten der Doktorarbeit zu setzen.

Das Problem war, dass Lianes Arbeit *doch* langweilig geworden war, für sie zumindest. Adam hatte einmal gesagt: «Na ja, natürlich ist die Arbeit daran jetzt langweilig, so ist das eben, aber du hast deine Nische gefunden und musst jetzt dabeibleiben. Du kommst schon wieder aus deinem Tief heraus.» Nur dass sie Angst hatte, dass genau das nicht passieren würde. Früher hatte die ethnologische Arbeit von Alan Dundes, die Liane während ihrer Studienjahre entdeckt hatte, Geheimnisse versprochen. Sie hatte geglaubt, dass diese Geheimnisse vielleicht sogar eine wichtige Einsicht über das Menschsein an sich bargen.

Wenn sie diese Leidenschaft nur wiedererwecken könnte, dann würde vielleicht alles wieder gut.

Liane schloss ihren Laptop und nahm sich einen Stift, um sich handschriftlich Notizen zu machen. Der Stift kratzte auf dem Papier: *Neidische Blicke, schrieb Dundes, werden von neidischen Gedanken hervorgerufen und haben das Potenzial, auch körperlich zu verletzen. Der Böse Blick ist nicht nur ein Fluch der Schwarzen Magie, wie die meisten Menschen glauben, sondern eigentlich die Verkörperung des neidischen Blicks – ein sofort wirksamer Fluch, zu dem jeder fähig ist, auch unabsichtlich. Es geht dabei um Absicht oder deren Abwesenheit: Können wir etwas kontrollieren, das wir nicht beabsichtigen?* Sie hielt inne und musste plötzlich an William Burroughs denken. *Es ist, als wäre jeder im Besitz einer geladenen Waffe, die jederzeit losgehen könnte*, schrieb sie.

Liane selbst war kein neidischer Charakter und glaubte auch nicht, dass sie etwas besaß, was andere hätte neidisch machen können (sie hielt sich selbst für durchschnittlich aussehend, hasste ihr rötliches Haar, war vermutlich etwas intelligenter als der Durchschnitt, aber kein Genie, und reich war sie auch nicht). Aber der Neid und seine Macht, anderen zu schaden, gehörten zu ihrer Kindheit. Helen war eine bekannte Folksängerin gewesen, über die einige Dokumentarsendungen gedreht worden waren; erst neulich war einer ihrer Songs von einer berühmten Indie-Band gecovered worden. Liane hatte als Kind beobachtet, dass Helen das Haus niemals verließ, ohne vorher ihre Halskette mit dem Augen-Anhänger gegen den Bösen Blick angelegt zu haben. Als Liane sie danach fragte, antwortete Helen, dass sie sie trug, weil sie genau in der Zeit, in der sie ihre erste Goldene Schallplatte bekam (1969; Helen war damals erst zwanzig gewesen), ständig Halsschmerzen hatte. Sie war deswegen zu einem Schamanen gegangen – «Warum ausgerechnet zu einem Schamanen?», hatte Fiona gefragt, die mit ihnen im

Zimmer gewesen war. «Warum nicht zu einem Arzt?» Aber Helen war gar nicht auf diesen Einwurf eingegangen. Der Schamane hatte ihr gesagt, dass jemand Schwarze Magie an ihr verübte, vielleicht unabsichtlich, aber ganz sicher aus Neid. («Ich war so jung. Es war absolut einmalig. Selbst Joni Mitchell bekam ihre erste Goldene Schallplatte erst im Jahr darauf, und da war sie schon siebenundzwanzig.») Wenn sie sich nicht schützte, sagte der Schamane zu Helen, würde sie ihre Stimme womöglich für immer verlieren.

Liane hatte sich den Schamanen als einen furchterregenden Mann mit einem Kopfputz aus Tierschädeln vorgestellt. Jahre später stellte sich heraus, dass er ein alter Freund von Helen namens Bob war. Sie bekam Angst, dass ihre Mutter wirklich ihre Stimme verlieren würde. Immer wieder hatte sie einen Albtraum, in dem sie mit Helen auf der Insel durch den Wald ging und ein großer schwarzer Vogel plötzlich auf Helens Hals einhackte. Als sie älter wurde, fürchtete sie sich jedes Mal, wenn sie jemanden beneidete. Sie entwickelte eine Angst vor dem Schaden, den sie unbeabsichtigt verursachen würde, wenn sie dem Neid erlauben würde, sich festzusetzen – und daher versuchte sie, sich möglichst wenig darum zu kümmern, was die anderen besaßen und sie nicht. (Einmal, als unsichere Zehnjährige, hatte sie Ilsa angeschaut und gedacht: *Warum kann ich nicht so schön sein wie sie?*, um dann aus dem Zimmer zu rennen und ihre Schwester für den Rest des Tages nicht mehr anzusehen.)

Sie legte ihren Stift nieder. *Angst*. Sie war ein Teil des Problems. Sie fürchtete sich davor, die Arbeit zu beenden, den Job bei Tansy als Lehrassistentin zu bekommen und selbst über Aberglauben und Folklore Vorträge halten zu müssen. (Aber ging es nicht genau darum? Um ihre Nische, wie Adam es ausdrückte.) Sie fürchtete, dass sie dann immer wieder dasselbe lehren müsste, bis sie eines Tages vor einem Seminar voller junger Leute stehen würde, die alle-

samt eine noch nicht so festgelegte Zukunft vor sich hatten, die allesamt noch die Freiheit besaßen, aus dem Vorlesungssaal zu marschieren und nie wiederzukommen, wenn sie es nicht wollten ...

Und dann würde sie sie alle mit ihrem bösen neidischen Blick zermalmen.

Die Tatsache, dass ihre kindlichen Ängste noch immer so stark waren, gehörte nicht zu den Dingen, die sie mit Adam besprechen konnte. Oder mit sonst jemandem. Sie schaute auf ihr Handgelenk und nestelte an dem roten Band herum, das sie daran trug (sie war keine Kabbala-Anhängerin; das rote Band schützte sie gegen den Bösen Blick und war weniger auffällig als eine Halskette, also trug Liane es für den unwahrscheinlichen Fall, dass jemand sie zufällig beneidete), dann hörte sie auf zu arbeiten. In einem Anfall von Trotz ging sie sogar so weit, den Laptop herunterzufahren. *Es ist ja nur für jetzt. Ich brauche einfach eine Pause.*

Sie ging hinaus und setzte sich ans Ende des Stegs. Es lag eine leichte Kühle in der Luft. Der Sommer war noch nicht ganz da. Der Steg nebenan war leer, und über das Wasser dazwischen drangen keine Geräusche. Sie überlegte, was sie sagen könnte, wenn sie den Mut aufbrächte, mit Büchermann zu sprechen. *Hallo* wäre vielleicht ein Anfang. Aber so etwas hatte sie noch nie getan.

Liane war in der sechsten Klasse, als sie sich das erste Mal in einen Jungen verliebte, den sie nicht kannte. Die Jungen, die sie kannte, interessierten sie überhaupt nicht, aber manchmal sah sie einen Jungen auf der Straße oder in einem Geschäft und dachte plötzlich: *Das könnte er sein, er könnte der Richtige sein.* Sie schrieb ihm alle möglichen Charakterzüge zu, die er vermutlich gar nicht hatte, lag nachts in ihrem Bett und malte sich das ideale Kennenlernen und die perfekte Unterhaltung aus. Schließlich hatte sie das Gefühl, den Jungen tatsächlich zu kennen, obwohl

sie in ihren Gedanken nur eine ideale Version von ihm erschaffen hatte.

Das war natürlich, als sie noch an den Einen glaubte. Jetzt war sie sich da nicht mehr so sicher. Aber sie würde vermutlich trotzdem Adam heiraten. «Wir sollten vielleicht heiraten», hatte er vor ein paar Wochen zu ihr gesagt, als sie an ihrem üblichen Tisch in der Ecke der eingezäunten Veranda des Restaurants saßen, in das sie gern gingen. Liane hatte sich gewünscht, nicht so enttäuscht zu sein. Ein anderer Typ Frau, die Frau, für die Adam sie vermutlich hielt, wäre begeistert gewesen. Das wäre ja so praktisch, ja, warum eigentlich nicht? Sie hatten ein paar erste Ideen gesammelt – nichts Traditionelles, natürlich nicht, und keine Hochzeit in irgendeinem Ferienort, weil das viel zu übertrieben und angeberisch wäre; aber wie wäre es denn mit einer kleinen Cocktailparty? Adam schlug sogar vor, den Freunden ihren Lieblingsfilm vorzuführen. (Es war ein französischer Film noir namens *Atemlos*, und es war sein Lieblingsfilm, nicht ihrer. Aber sie sagte es nicht.) Popcorn. Cola mit Schuss. Aber war das wirklich der Sinn der Sache? Dieser Tag sollte doch ihnen gehören. Er hatte eine Augenbraue hochgezogen, als sie das sagte. *Uns* gehören?, hatte er wiederholt. Liane hatte bisher noch niemandem erzählt, dass sie verlobt waren, wenn es denn überhaupt so war. Aber sie wusste, dass die Hochzeit mit Adam der Beginn eines Lebens darstellte, bei dem sie dann bleiben musste. Sie war nie auf die Idee gekommen, dass sie das vielleicht gar nicht wollte. Sie war immer der Typ Mensch gewesen, der bei allem blieb.

Damals, in der sechsten Klasse, nahm Liane nachmittags nach Schulschluss immer den Weg über den Parkplatz des Einkaufszentrums gegenüber der Schule, obwohl das ein Umweg war. Manchmal war Ilsa bei ihr, die in die achte Klasse ging, Fiona aber so gut wie nie, denn die ging damals schon zur Universität.

Immer wenn sie am Fenster der Tierfutterhandlung vorbeiging, bemühte sich Liane, einen Blick auf den Jungen zu werfen, der darin arbeitete, und gleichzeitig nicht so auszusehen, als ob sie nach ihm Ausschau hielt. Er war viel älter als sie, sechzehn oder so. Sie war erst elf. Das und die Tatsache, dass er in einem Tierfuttergeschäft arbeitete und sie keine Haustiere besaß, bedeutete, dass es höchst unwahrscheinlich war, dass sie sich jemals begegnen würden. Aber das war egal. Liane kannte weder seinen Namen, noch wusste sie sonst etwas über ihn, außer, dass er fast immer eine lila Baseballmütze mit der Aufschrift *Barenaked Ladys* trug.

Sie hörte sich das Album *Gordon* immer und immer wieder an. Als die Schule im Sommer aufhörte, ging sie mindestens zweimal am Tag an der Tierfutterhandlung vorbei. Sie zwang Ilsa dazu, mit ihr zu drei Konzerten der *Barenaked Ladys* zu gehen, in der Hoffnung, den Jungen dort zu sehen. Aber sie sah ihn nie.

«Warum gehst du nicht einfach rein und kaufst eine Dose Hundefutter oder so?», fragte Ilsa, die sich schlichtweg weigerte, zu einem weiteren Konzert zu gehen oder sich auch nur den Song *Brian Wilson* jemals wieder anzuhören. «Er weiß doch gar nicht, dass du keinen Hund hast.» Sie standen direkt vor dem Laden. «Los! Ich warte hier.» Aber Liane schüttelte nur den Kopf und wurde rot. Für Ilsa wäre es ganz einfach gewesen hineinzuspazieren, eine Dose Hundefutter aus dem Regal zu nehmen, dem Jungen die Hand auf den Unterarm zu legen und ihm massenweise Fragen zur Qualität des Futters zu stellen. Wahrscheinlich hätte er sich sogar mit Ilsa verabredet. Dabei war es ganz egal, dass Ilsa erst dreizehn war. Sie sah aus wie sechzehn und benahm sich sogar noch erwachsener. Aber Ilsa hätte abgelehnt. Sie wäre sogar wütend auf den Jungen gewesen, obwohl er natürlich keine Ahnung davon haben konnte, dass Liane mit den roten Flecken auf ihren blassen Wangen vol-

ler Sommersprossen in ihn verliebt war und vor der Tür wartete.

«Ich kann nicht», hatte Liane geantwortet. «Ich kann einfach nicht. Ich kann nicht mit ihm reden. Dann sterbe ich.»

«Bisher ist noch niemand daran gestorben, Hallo zu seinem Schwarm zu sagen.»

«Dann bin ich vielleicht die Erste.»

Irgendwann arbeitete der Junge nicht mehr in der Tierfutterhandlung. Es dauerte eine Weile, bis Liane nicht mehr an ihn denken musste, wenn sie den Song hörte. *Ring a bell and I'll salivate. How'd you like that? You can call me Pavlov's dog.*

Jetzt schaute Liane auf ihre Hände hinunter. Sie war eine verlobte Frau. Die Tage ihrer Mädchenschwärmereien lagen hinter ihr. Ob sie es schaffte, Hallo zu Büchermann zu sagen oder nicht, war vollkommen egal.

Sie stand auf und ging zum Ferienhaus zurück, trat ins Wohnzimmer und stellte sich vor das Bücherregal, das bis zur Decke reichte. Viele der Bücher gehörten ihr, einige Helen, ein paar Ilsa oder Fiona oder Lianes Vater Wesley, wieder andere hatten Feriengäste dagelassen. Krimis und Liebesromane und Kreuzworträtselsammlungen teilten sich den Platz mit Vonnegut (Wesley) und Plath (Helen), einer Biographie von Violet Trefusis (Ilsa; sie hatte sie im letzten Sommer lesen wollen, ständig dabei geseufzt und sie schließlich mit einem Lesezeichen genau in der Mitte auf dem Regal gelassen) und Tolstoj (Liane und Ilsa teilten sich den Tolstoj). Die Kreuzworträtsel- und Sudoku-Sammlungen gehörten Fiona. Liane erinnerte sich daran, dass Fiona einmal gesagt hatte, dass das Lösen von Rätseln gut sei gegen Alzheimer. Alles, was Fiona tat, hatte einen Sinn.

Liane besah sich die Bücher und zog dann eins mit dem Titel *Die Monster von Templeton* heraus. Sie kannte es nicht, vielleicht hatte einer von Helens Freunden es dage-

lassen. Sie nahm es mit nach oben, wo sie sich den Bikini und ihre Jeansshorts anzog. Mit dem Buch in den Händen – kein Fachbuch, nicht einmal ein Klassiker; es gab keinen Grund, es lesen zu *müssen*, aber die Baumsilhouette und die kleinen Eichhörnchen auf dem Cover hatten sie angezogen, so etwas hatte sie sich schon sehr, sehr lange nicht mehr erlaubt – ging sie hinaus auf den Steg.

Sie streckte die Beine aus und begann zu lesen – völlig ohne Sinn und Zweck, nur aus Spaß, ganz allein am Ende des Steges, und auf der Flucht vor ihren eigenen Gedanken und Erinnerungen versank sie in die Erzählung von jemand anderem. Den ersten Satz des Romans las sie zweimal: «An dem Tag, als ich, knietief in der Schande, nach Templeton zurückkehrte, tauchte im Flimmerspiegelsee der über fünfzehn Meter lange Kadaver eines Ungeheuers auf.» Sie schaute auf den See hinaus und dachte an die Schnappschildkröte.

Am Ende des ersten Kapitels hörte sie Schritte auf dem Steg nebenan. Statt dorthin zu blicken, schaute sie sich um, zu den Bäumen und zum Himmel, streckte sich dann und las weiter. Sie fühlte sich warm und entspannt. *Genau das musst du tun, wenn du eine Woche allein in einem Ferienhaus verbringst.*

«Ich schaute auf und begann, mich um die eigene Achse zu drehen. Die Sterne zogen über mir ihre leuchtende Bahn, mein Körper war in die warme Schwärze gehüllt, meine Hände verschwunden, und auch mein Bauch war nicht mehr da. Ich bestand nur noch aus einem Kopf und einem Paar Augen. Als ich nun das Tier berührte, erinnerte ich mich daran, dass ich in jener längst vergangenen Nacht gespürt hatte, wie sich in den Tiefen unter mir ein ungeheuerliches Wesen bewegte, etwas Riesiges und Weißes und Singendes.»

Sie schaute genau in dem Moment zu dem Mann hinüber, in dem er den Blick von seinem Buch löste und aufsah. Ihre Blicke trafen sich. Und sie wollte sagen: *Ich habe gerade etwas so Schönes gelesen, jetzt habe ich weniger Angst. Willst du es hören?*, weil sie sich sicher war, dass er die Freude verstehen würde, die es macht, wenn man im eigenen Bücherregal ein Buch findet, das man noch nie gelesen hat, wenn es einen sofort packt und man beschließt, den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als es zu lesen. Stattdessen lächelte sie ihn an (was immerhin auch schon *etwas* war, sagte sie sich) und versuchte, nicht zu sehr in die Sonne zu blinzeln. Er lächelte zurück, und für die Dauer eines Herzschlages sahen sie sich an. Dann schauten sie beide aufs Wasser und wandten sich wieder ihren Büchern zu.

Am Ende des Tages hatte Liane Folgendes geschafft: Sie hatte den gesamten Roman durchgelesen, Eistee mit der perfekten Menge Minze und Erdbeeren gemixt, für die Füße ein Peeling aus Himalaya-Meersalz gemacht und dann eine Kefir-Fußmaske aufgetragen (Ersteres hatte einen genialen Effekt, Letzteres war dagegen ziemlich eklig) und den Büchermann zweimal angelächelt, beide Male, weil sie von ihrem Buch aufgesehen hatte, um dann festzustellen, dass er sie beobachtet hatte, das eigene Buch aufgeschlagen auf dem Schoß, während der Wind die Seiten umschlug. Schließlich räusperte er sich und sagte «Hallo» mit einer Stimme, die so klang, als hätte er sie eine ganze Weile nicht benutzt, und sie sagte «Hallo» mit einer Stimme, die genauso klang.

Und war nicht gestorben.

Am nächsten Morgen packte Liane ihren Laptop in die Tasche, in der sie ihn gekauft hatte. Sie nahm stattdessen das Gästebuch des Ferienhauses mit dem Kaffee hinaus auf die

Veranda. Sie schlug es auf und blätterte zurück an den Anfang.

Vielen Dank, Helen, für eine wunderbare Woche. Wir haben das Wetter ausgenutzt und die vielen langen Spaziergänge, das Kaminfeuer und das leckere Essen genossen. Es war sehr nett, dass Sie so großzügig waren, es uns für eine Woche zu vermieten. Viele Grüße, die Smiths (Terri und Dave)

Liane gähnte und blätterte weiter. Sie hatte keine Ahnung, wer Terri und Dave waren, aber ihr Text klang langweilig. Vielleicht waren sie Freunde aus dem Dorf, in dem Helen jetzt wohnte. Helen hatte einmal gesagt, dass die meisten Leute dort langweilig seien, aber dass sie genau das an ihnen mochte, weil sie selbst sich so interessanter vorkam.

Auf der nächsten Seite erkannte sie eine Handschrift.

Deine Kinder sind großartig, Euer Ferienhaus ist zauberhaft, und du bist natürlich die Königin von allem. Alles Liebe, Edie

Liane war kurz überrascht, Edies Handschrift zu sehen, denn dadurch begriff sie erst, wie viele Jahre vergangen waren, seit sie sie das letzte Mal gesehen hatte.

Edie war überhaupt nicht langweilig gewesen, Liane hatte sie sehr gemocht. Das hatten sie alle – sogar Fiona, die sonst keine von Helens Freundinnen mochte, aber als kleines Mädchen mehr Zeit mit Edie verbracht hatte als die anderen Mädchen, weil Helen damals noch häufiger auf Tournee war. Aber dann musste es eine Art Zerwürfnis zwischen Helen und Edie gegeben haben, und sie war aus ihrem Leben verschwunden, als Fiona die Highschool abschloss. Liane erinnerte sich so genau daran, weil Edie noch zur Abschlussfeier gekommen war, Helen aber nicht mit ihr hatte sprechen wollen. Liane hatte Helen nie gefragt, was passiert war, und jetzt fragte sie sich, warum eigentlich nicht.

Immerhin hatten sie Edie «Tante» genannt; sie war Helens beste Freundin gewesen.

Liane betrachtete den Eintrag und erinnerte sich daran, wie Edie sie, Ilsa und Fiona einmal auf eine «Expedition» mitgenommen hatte, um Raupen zu sammeln. Sie hatte gewusst, dass sie sich in den Weckgläsern erst in Kokons einspinnen und dann in Schmetterlinge verwandeln würden, die die Mädchen schließlich in der Abenddämmerung freiließen. «Warum denn ausgerechnet in der Abenddämmerung?», hatte Liane Edie gefragt. «Man muss Schmetterlinge immer in der Abenddämmerung freilassen», hatte Edie mit einer Stimme erwidert, die ganz schwer von Geheimnissen war, die nur eine Frau wie sie enthüllen konnte. Sie frisierte ihr Haar in Flechten, die sie wie eine Krone um den Kopf schlang, trug immer todschicke Röcke und ein Fußkettchen, das klimperte, wenn sie ging.

Liane schloss die Augen. Jetzt kamen die Erinnerungen: In Ilsas Weckglas hatte sich die Raupe nicht in einen Kokon eingesponnen. Sie war gestorben. Später hatte Ilsa ihr anvertraut, dass sie ihr Glas gegen das von Fiona getauscht hatte, weil sie gemerkt hatte, dass mit Fionas Raupe etwas nicht stimmte – weil Fiona böse geworden wäre, wenn sie keinen Schmetterling bekommen hätte. «Aber wolltest *du* denn keinen?», hatte Liane Ilsa gefragt. Ilsa hatte die Achseln gezuckt. «Eigentlich nicht. Es kam mir irgendwie falsch vor. Und jedenfalls wollte ich es nicht so sehr, wie es Fiona wahrscheinlich wollte.»

Liane hatte das Gefühl, der einzige Mensch zu sein, der wusste, dass Ilsa Fiona in Wirklichkeit doch lieb hatte. Sie überlegte, Fiona vom Schmetterling zu erzählen, aber sie wusste, dass es dafür zu spät war. *Meine Schwestern mögen sich nicht*. Sie begriff das, während sie mit dem Blick den Schwüngen und Schlaufen von Edis Schrift folgte. Wie merkwürdig es doch war, dass es in manchen Familien

Wahrheiten gab, die jeder ignorierte, obwohl sie im Grunde verheerend waren.

Liane schloss das Gästebuch, stand auf und ging in die Küche. Sie öffnete die Schublade, die dem Herd am nächsten war, und nahm eine Schachtel mit Dinkelflocken und Rosinen heraus. Sie löffelte Kefir auf die Flocken. Dann sah sie ihr Handy, das auf der Arbeitsplatte lag, und nahm es mit dem Essen auf die Seitenveranda. Kurz überlegte sie, Adam nicht anzurufen, aber dann tat sie es doch. Sie hätte es längst tun sollen. Es war schon Tage her, seit sie voneinander gehört hatten. Aber es gab keine verpassten Anrufe oder SMS von ihm, nichts.

«Was machst du so?», fragte er, als hätten sie erst vor wenigen Augenblicken miteinander gesprochen.

«Ich frühstücke.»

«Ah, und du wolltest nicht allein essen.»

«Na ja, nein, eigentlich nicht. Mir ist nur gerade eingefallen, dass ich mich gar nicht bei dir gemeldet habe, um dir zu sagen, dass ich gut angekommen bin, und ich dachte, dass du dir vielleicht ...» Sie wollte gerade sagen, *dass du dir vielleicht Sorgen machst*, hielt dann aber inne, weil es nicht stimmte, und das, was Adam dann sagte, bestätigte das.

«Ich nehme an, dann hätte ich etwas in den Nachrichten gehört», sagte er, pragmatisch wie immer. «Ich dachte, du wärst vielleicht mit deiner Arbeit beschäftigt und wolltest dich nicht stören.» Pause. «Schaffst du denn was?»

«Ja», log Liane. «Eine Menge.»

«Gut. Ich nämlich auch.» Eine weitere Pause. Dann: «Ich vermisse dich», sagte Adam. «Das Bett kommt mir ohne dich noch viel größer vor.»

Sie hatten gerade erst ein breites Doppelbett gekauft, das irgendetwas bedeutete oder zumindest irgendetwas hätte bedeuten sollen, aber letztlich kam es Liane vor allem riesig vor. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, dass es

sich noch größer anfühlte, als es bereits war. Nachts war sie darin so weit von Adam entfernt, dass sie sich einsam fühlte. Wenn er sich bewegte, spürte sie gar nichts. «Ich bin übrigens mit Jeff und Brynn in dieses neue Restaurant an der Ecke gegangen», sagte er. «Es war grauenvoll. Du hättest dich kaputtgelacht. Der Kellner wusste nicht einmal, was eine Burrata ist.»

«Warum habt ihr ihn denn gefragt, wenn ihr schon wusstet, was das ist?»

Er antwortete nicht.

«Ich mache mich dann mal wieder an die Arbeit», sagte sie. «Ich vermisse dich auch. Bis nächste Woche dann.»

Sie legte ihr Handy wieder hin und starrte in ihr Müsli. Draußen hörte sie Zikaden und Ochsenfrösche und in der Ferne ein Boot. Das Geräusch kam näher, und sie merkte, dass sie den Kopf schüttelte und missbilligende Geräusche machte, genau wie Helen.

Sie hatte keinen Hunger mehr. Sie ließ ihr Müsli stehen und ging zum Regal, um sich ein neues Buch auszusuchen, weil sie bereits entschieden hatte, einen weiteren Tag Pause von ihrer Doktorarbeit zu machen. Aber es musste das richtige Buch sein, eines, das etwas über sie aussagte, für den Fall, dass Büchermann die Titel auf dem Buchrücken ebenso las, wie sie es bei ihm tat. (Am Tag zuvor hatte er mittendrin *Wendekreis des Krebses* gelesen, nur um dann wieder zu *Schall und Wahn* zu greifen. Sie fragte sich, warum.)

Wendekreis des Krebses stand auf dem unteren Regalbrett. Es hatte ihrem Vater gehört, das wusste Liane. Sie nahm es heraus und schlug die erste Seite auf, wo er seinen Namen hineingeschrieben hatte: Wesley Robert. Sie erinnerte sich daran, dass er es ihr empfohlen hatte, obwohl sie erst acht Jahre alt gewesen war; im selben Jahr war er gestorben. Er hatte es ihr mit einer merkwürdigen Dringlichkeit ans Herz gelegt, und jetzt glaubte sie zu wis-

sen, warum. «Das hier ist mein Lieblingsbuch», hatte er gesagt. «Ich wollte es immer mit dir teilen.» Liane war schon sehr früh eine gute Leserin gewesen, deshalb hatte sie es versucht. Außerdem vergötterte sie ihren Vater. Dennoch musste sie sich irgendwann ihre Niederlage eingestehen. «Tut mir leid, Dad, aber ich habe absolut keine Ahnung, worum es in diesem Buch geht.» «Das ist völlig in Ordnung, Li. Vielleicht ist es sowieso mehr ein Männerbuch.»

Sie blätterte hindurch. Ein Satz war unterstrichen. *There are no more books to be written, thank God.*, las sie laut. Wesley hatte Schriftsteller sein und etwas Ähnliches schaffen wollen wie sein Lieblingsbuch, und es hatte Zeiten gegeben, in denen er nicht schlief, anscheinend wochenlang, und nur aus seinem Arbeitszimmer auftauchte, um begeistert zu verkünden, dass es wunderbar lief und um sich mehr Kaffee oder Brandy einzuschenken. Darauf folgte unweigerlich der Zusammenbruch, und er zerfetzte die beschriebenen Seiten, obwohl Helen ihn anflehte, es nicht zu tun.

In seinem letzten Jahr schien er aufgegeben zu haben, und Liane dachte oft darüber nach, ob das wohl der Grund war, aus dem er seinem Leben ein Ende gesetzt hatte, oder ob das Aufgeben nur ein Symptom für etwas anderes gewesen war. Letztlich würde sie nie erfahren, warum er Ende Dezember mit dem Kajak auf den See hinausgefahren war, warum er sich Steine an den Körper gebunden hatte, warum er sich hatte ins Wasser gleiten lassen, um hinab, hinab, hinabzusinken in die eisigen Tiefen. Er hatte keine Nachricht hinterlassen, und sie hatte Jahre gebraucht, um seinen Tod zu akzeptieren. Jeden Sommer hatte sie das Ferienhaus durchsucht. Und obwohl sie ihn so sehr liebte und vermisste, war sie sich nicht sicher, ob sie ihm jemals würde vergeben können, dass er sich nicht von ihr verabschiedet, ihr keine väterlichen Ratschläge in irgendeiner Form hinterlassen hatte.

Stattdessen war da ein Boot im Schuppen und dieses Gefühl, wenn sie an ihn dachte, ein Gefühl, das sie nie wirklich hatte beschreiben können: irgendeine Mischung aus Sehnsucht, Trauer, Unzulänglichkeit und Enttäuschung. Und natürlich Angst. Die Große Angst, dass die Dunkelheit (genauer: manische Depression) auch sie eines Tages befallen würde. *Mein Leben ist nicht glücklich genug, als dass das sicher verhindert werden könnte.*

Sie nahm ein anderes Buch zur Hand: Martha Gellhorns Memoiren *Reisen mit mir und einem anderen*, über ihre Ehe mit Hemingway. Es gehörte Helen, war alt und hatte überall Eselsohren. Viele Sätze waren unterstrichen. Einer davon: *Ich weiß genug, um zu verstehen, dass keine Frau jemals einen Mann heiraten sollte, der seine Mutter hasst.* Sie stellte das Buch zurück ins Regal, und in diesem Augenblick sah sie den Ring. Es war ein Verlobungsring, daran gab es keinen Zweifel. Ein einzelner Diamant auf einem weißgoldenen, verzierten Ring, der achtlos auf das Regalbrett gelegt worden war. *Er muss einer Freundin von Helen gehören.* Liane nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und sah zu, wie der Stein im Licht funkelte. Sie musste Helen sofort eine Nachricht schreiben und sie wissenlassen, dass sie ihn gefunden hatte, damit diejenige, die ihn verloren hatte, sich keine Sorgen mehr machen musste.

Aber zuerst streifte sie sich den Ring auf den Finger, wobei sie ihn ein wenig herunterdrücken musste. Dann starrte sie ihn an und versuchte zu entscheiden, ob er an ihr gut aussah oder nicht.

Er sah nicht gut aus.

Sie zog an dem Ring, aber er ließ sich nicht über den Knöchel bewegen. Sie zog wieder daran. Nichts.

Und dann klopfte es an der Tür.

Noch ein Klopfen; noch ein fruchtloses Ziehen am Ring.

Vor der Tür stand ein Mann ungefähr in Helens Alter. Er hatte einen grauen Bart und braune Augen und hielt einen

Jutesack in der Hand. Grünzeug schaute oben heraus. «Ich bin Iain, der Nachbar», sagte er, als ob es weit und breit keine anderen Nachbarn gäbe.

«Hallo, Iain, ich bin Liane», sagte sie und versuchte, nicht allzu enttäuscht zu klingen.

«Ihre Mutter hat mir schon erzählt, dass Sie hier sind.» Er wirkte merkwürdig nervös. «Jedenfalls habe ich ein Ferienhaus am Ende der Straße und einen großen Garten voller Frühlingsgemüse und Salat, so viel, dass ich nicht alles essen kann, also habe ich Ihrer Mutter gesagt, dass ich Ihnen etwas davon vorbeibringe, und sie fand, das sei eine gute Idee.»

«Vielen Dank; ich kann es gut gebrauchen. Ich liebe Salat.» Er gab ihr die Tasche, und sie sahen sich schweigend an.

«Möchten Sie vielleicht auf einen Kaffee oder Tee hereinkommen?», fragte Liane, weil sie das Gefühl hatte, dass er auf irgendein Angebot wartete oder zumindest noch nicht gehen wollte. Er schien ihr Gesicht genau zu mustern.

«Tee wäre wunderbar.»

Sie ließ ihn eintreten. In der Küche goss sie Wasser aus dem Wasserkühler in den rostigen Kessel und nahm sich dabei vor, Helen einen neuen zu kaufen, obwohl sie wusste, dass Helen sagen würde, dass dieser Kessel trotz des Rosts ein guter Kessel sei und es deshalb keinen Grund gebe, ihn wegzuworfen. Sie erzählte Iain genau das, ihre Gedanken zu Helen und dem Kessel, und er erwiderte: «Absolut, das ist haargenau Helen, und dann benutzt sie den neuen Kessel entweder als Pflanztopf oder als Gießkanne oder verschenkt ihn weiter. Alles nur, um den alten Kessel vor der Mülldeponie zu retten – sie glaubt nämlich nicht wirklich, dass der Abfall dort recycelt wird, wissen Sie.»

«Oh ja, das stimmt. Wollen wir vielleicht auf der Seitenveranda sitzen?»

«Gern. Sie sollten diesen Salat aber in ein Handtuch wickeln und ihn in den Kühlschrank legen. Er ist sehr empfindlich.»

Sie betrachtete Iain. Gepflegt, ein auf angenehme Weise verwittertes Gesicht, Lachfalten um die Augen. Er sah sie mit derselben überraschenden Intensität an, so als glaubte er, sie kennten sich bereits von irgendwoher und er müsste nur noch nachdenken, wo das gewesen war. Sie war plötzlich befangen und kratzte sich unsicher im Gesicht, obwohl es nicht juckte.

«Oh», sagte er.

«Oh?»

«Sie tragen ... einen Verlobungsring.»

«Oh. Stimmt. Ja. Es ist ...» Die ehrliche Antwort wäre zu lächerlich gewesen, also sagte sie das, was am meisten Sinn ergab und im Grunde ja auch der Wahrheit entsprach. «Ich bin verlobt. Mit meinem Freund Adam. Meinem Verlobten. Meinem Verlobten Adam.» *Verlobter. Mein Verlobter Adam.* Passte es oder nicht?

Nein. Es passt nicht.

«Wow. Na ja. Das ist ...» Er räusperte sich. Er hatte den Blick noch immer nicht vom Ring gelöst. «Herzlichen Glückwunsch.»

«Danke schön.» Der Kessel begann zu pfeifen. Sie öffnete den Küchenschrank darüber, wo sie Gewürze und Tees aufbewahrten. «Grüner, Minze, Rotbusch, Chai, Earl Grey, English Breakfast oder so ein Zeug, das sich Youthful Detox nennt?», fragte sie.

«Oh, den Detox-Tee bitte. Perfekt.»

Sie legte zwei Teebeutel in die abgestoßene grüne Kanne, nahm zwei Becher und ging damit auf die Veranda.

«Also», begann sie, als sie sich einander gegenüber an den schwarzen Eisen-Bistrotisch auf die verschossenen rotgoldenen Kissen der Stühle setzten. «Haben Sie Ihr Ferien-

haus hier schon lange?» Dann nahm sie einen Schluck Tee und verzog das Gesicht. «Igitt. Das Zeug ist ja grässlich.»

«Man gewöhnt sich daran. Und ich bin seit letztem Sommer hier. Zwei Häuser von hier entfernt. Es ist das alte Bachman-Haus. Sie sind jetzt in Rente und nach Mallorca gezogen.»

Liane nickte, als wisse sie das schon. Dann beugte sie sich vor und fragte so unverfänglich wie möglich: «Was ist denn eigentlich mit dem Haus auf der anderen Seite? Nebenan von uns? Wo früher die Castersens gewohnt haben? Haben sie es auch verkauft?»

Iain schüttelte den Kopf. «Sie vermieten es nur. Diesen Juni und Juli, an dieselben Leute. Der Mann, der jetzt hier ist, heißt Laurence Sowieso. Er ist Schriftsteller. Er arbeitet an etwas. Wobei er mir gesagt hat, dass er unter einer Schreibblockade leidet, deshalb liest er viel und versucht sich damit wohl wieder in die Spur zu bringen. Ich habe ihm letzte Woche Gemüse gebracht, da hat er mir davon erzählt. Offenbar ist es sein dritter Roman, und er hat Angst vor einem Karriereeinbruch.»

«Oh, wie interessant.»

«Von seinen Büchern habe ich noch nie gehört. Er sagt, dass er keine Science-Fiction schreibt, aber für mich klingt es genau so. Sein erstes Buch waren Kurzgeschichten, und sein letztes ... warten Sie, da muss ich nachdenken ... etwas darüber, dass in hundert Jahren das Ende der Welt eintritt und alle es wissen, das genaue Datum und so.»

Sie schaute auf den Ring an ihrem Finger. «Na ja, das muss vielleicht gar keine Science-Fiction sein. Vielleicht will er nur die menschliche Natur beleuchten. Das ist *wirklich* ziemlich interessant. Was würden Sie denn tun, wenn Sie wüssten, dass die Welt in hundert Jahren untergeht? Würde das für Sie irgendetwas ändern?»

Iain sah nachdenklich aus. «Ich weiß es wirklich nicht. Ganz egoistisch gesehen: Für mich selbst würde es vermut-

lich gar nichts ändern. Für meine Töchter und Söhne allerdings schon. Es gibt eigentlich keinen guten Grund mehr, Kinder zu haben, oder? Oder sogar mehrere davon, wie eine meiner Töchter. Vielleicht wäre es ohne Kinder sogar ganz befreiend.»

Einen Augenblick lang wünschte sie sich, Iain wäre Helens Typ. Es wäre schön, jemanden wie ihn in der Familie zu haben. «Lianes Mutter ist ein Freigeist», hatte Adam einmal auf seine gewohnt taktvolle Art zu seinen Eltern gesagt. «Ihr wisst ja, wie es im Showbusiness ist.» «Sie ist gar nicht im Showbusiness, sie war mal Folksängerin», hatte Liane später zu ihm gesagt. Sie wusste selbst nicht, warum seine Worte sie so wütend machten. Vielleicht weil er es so gesagt hatte, wie man auch sagen würde: *Lianes Mutter ist geisteskrank*. Aber natürlich hatte er recht: Ihre Freigeistigkeit äußerte sich darin, dass Ilsa Vater Helens Exgeliebter war, den sie auf Tournee kennengelernt hatte und der in Paris lebte; Wesley war während eines Ashram-Aufenthaltes in Indien in ihr Leben gestolpert (Fiona und Ilsa waren damals bei Edie untergekommen, und Helen war wochenlang im Ashram geblieben, weil sie eine Art Karriere- / Existenzkrise hatte); und Fionas Vater – tja, von dem wusste niemand so recht, wer er war, am wenigsten von allen Helen.

Sie merkte, dass Iain darauf wartete, dass sie etwas sagte.

«Was gut wäre für Leute, die ohnehin keine Kinder wollen», sagte Liane. «Dann müssten sie sich nicht ständig rechtfertigen. Befreiend, ich glaube, das trifft es. Weil man immer diesen Druck spürt, sich fortpflanzen zu müssen.» Kurz dachte sie, dass sie vielleicht über sich selbst sprach, was sie gar nicht beabsichtigt hatte. *Will ich denn keine Kinder? Oder will ich sie nur nicht mit Adam?*

«Genau», sagte Iain. «Immerhin wäre das ein guter Grund. Besser jedenfalls als die Gründe, die sich die meisten Leute heutzutage ausdenken: <Ich bin einfach zu ego-

istisch. Ich brauche mehr Zeit für mich.» Was glauben Sie denn, was noch passieren könnte? Hundert Jahre ... Würden die Leute rebellieren und sich gegenseitig umbringen, bevor die hundert Jahre um sind, was meinen Sie?»

«Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Vielleicht würde sich überhaupt nichts ändern. Vielleicht glauben wir sowieso alle, dass die Welt jederzeit untergehen kann, was würde es also ändern, wenn wir es wüssten? Vielleicht wäre es sogar schön, es zu wissen.»

«Offenbar müssen wir das Buch lesen», stellte Iain fest. Dann nahm er einen Schluck Tee und sagte: «Ich fürchte, ich habe keinen Funken Kreativität in mir, und ich verstehe nicht, wie man als Schriftsteller leben kann. Ich würde nicht gern so viel allein sein wie er. Wobei seine Frau und seine beiden Mädchen ihn natürlich am Wochenende besuchen.»

Seine Frau und seine beiden Mädchen.

Du bist verlobt, sagte sie sich. *Du trägst sogar einen Ring.* Sie sah darauf hinab und kicherte nervös. Dann legte sie die Hand auf den Mund. «Entschuldigung», sagte sie. «Ich fühle mich ein bisschen komisch. Ich merke, dass ich nicht ans Alleinsein gewöhnt bin, ich wäre also vermutlich auch keine gute Schriftstellerin. Eigentlich müsste ich an meiner Doktorarbeit schreiben, aber ich habe noch überhaupt nichts geschafft, und ich glaube ... ich fühle mich ein bisschen komisch.» Sie bedeckte den Ring mit der anderen Hand und sah zu Iain auf.

Sein Blick war jetzt besorgt. Sie fühlte sich schuldig, dass sie sich vor einem Menschen, den sie gar nicht kannte, so merkwürdig benahm. Daher sagte sie: «Möchten Sie vielleicht zum Mittagessen bleiben?», fühlte sich aber sofort bedürftig und beschämt.

Aber er sagte: «Wollen wir zum Hafen fahren und dort Fish and Chips essen? Ich wette, Sie müssen nur mal kurz zurück in die Zivilisation, dann sind Sie wieder völlig auf dem Damm.»

Auf dem Damm. Sie empfand seine Gegenwart als tröstlich und sagte: «Ich glaube, Sie haben recht. Ich muss mal von der Insel runter, wenn auch nur für ein paar Stunden. Haben Sie ein Boot?»

Er nickte. «Ein kleines, aber ja», antwortete er, als sei es ihm ein bisschen peinlich.

Als sie später zum Ferienhaus zurückkehrte, fühlte sie sich nicht mehr so einsam. Das Mittagessen auf dem Festland in Iains Gesellschaft, ihre Gespräche über Bücher, über die Tatsache, dass er vor seiner Rente Museumskurator gewesen war, sein Interesse an ihrer Doktorarbeit hatten den Bann gebrochen. (*Frau, Mädchen.* Das hatte ebenfalls geholfen. Wenn auch nicht auf gute Art.) Sie stellte alle Bücher weg, die sie nicht für ihre Forschung brauchte, bereitete das Gemüse zu mehreren riesigen Salaten zu und schrieb am Freitagmorgen die letzte Seite ihrer Doktorarbeit.

Und: Sie ging in den Schuppen. Sie zögerte erst, dann zog sie das Kajak hinaus an den Steg und verbrachte einen Morgen damit, es sorgsam mit Seewasser zu waschen. Diesmal winkte sie dem Büchermann nicht zu. Sie zog eine Rettungsweste über. Sie trug sie, bis die Sonne unterzugehen begann. Schließlich stieg sie ins Kajak und paddelte davon. Der See war wie ein Spiegel vom Flohmarkt, ganz glatt, aber trüb. Sie hörte auf zu paddeln, schloss die Augen und stellte sich die ersten Seiten des Buches vor, von dem sie glaubte, dass ihr Vater es ihr geschenkt hatte. Sie erinnerte sich an das Orange des Vorsatzpapiers, den leicht schimmlichen Geruch, der zwischen den Seiten hing; er kaufte nur in Antiquariaten. Sie sah die Worte vor sich:

Für Liane; hör niemals auf, an geheime Zauberworte zu glauben. In Liebe, Dad

Laut sagte sie: «Ich versuche es. Auf Wiedersehen, Dad. Ich liebe dich.»

Es änderte gar nichts, aber es war immerhin etwas. Vielleicht ein Anfang.

[...]